

(Nachdruck verboten.)

## 7) Der Kampf um Bliestener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhards.

Selbst Herr Wulkow kam, durch das böse Beispiel verleitet, aus seiner Sanftmut heraus:

„Wat, Miezeken, den Kochst De besser! Sehn Se, Frau Schulke, den lejt se nämlich inma erst in Milch ein un...“  
„Ach, nu hör' doch schon uff, det machen doch alle so...“  
„Un denn spickt se ihn un brat' ihn mit Butter an...“  
„Ernst, det weech doch allens Frau Schulke ville besser wie id...“

„Det steht noch janich so fest... Se macht ihn wirklich sehr bon... da können se wat lernen. Also se brat' en an, un wenn er orndlich braun is, dann sieht se Wasser druff, aber nich zu ville... un denn schließlich zum Schluß... wat war et doch mang de Sauce? ... War et nich Essig... oder nee... war et saure Sahne? ... Na, lassen Se sich man det Recept von meine Frau jeben, is schon besser... Verlassen Se sich druff, et is jrobartig, det Ende von wejl... Ueberhaupt — allet, wat se macht, is jut, so kleen wie die Kreete is!...“

So hatte ein jeder in seiner Weise, während er nach besten Kräften den Braten schädigte, auf den Wirt los, nur die lieben Kleinen am Trompetertisch waren still... vielleicht hielten sie das Klagen in ihrer Lage für nicht anständig, weil sie bloß die Hälfte wie die Großen zahlten und doppelt so viel aßen, vielleicht schmeckte es ihnen auch wirklich, oder, was am wahrscheinlichsten ist, sie hatten keine Zeit, den Mund auch zum Reden zu benutzen.

Auf Grund einer Abstimmung wurde sogleich nach dem Essen Kaffee in der Wirtsküche gekocht und bald duckten sich dickbauchige Bunzlauer Kannen hinter den Bergen von mitgebrachten Streußbuchen, von Braunschweiger Kuchen, von Napstuchen und Guszwiebad. Was jetzt noch geleistet wurde in der rauhenhaften Thätigkeit, würde man in das Reich der Fabel verweisen müssen, wenn es nicht ein höchst gewissenhafter Berichterstatter mit höchst eigenen Augen gesehen hätte. Frau Hademack, Frau Vogler — trotz der dicken Bäck — und Herr Nitschke, das waren Virtuosen in diesem Fach.

Herr Wulkow und Herr Schulke aber, welche nach dem vierten bis sechsten Stück als wahre Männer den „labrijen“ Kuchen verachteten, trugen die Hauptkosten der Unterhaltung.

„Herr Schulke, id habe mir eijentlich schon de ganze Zeit jenundert, wo der andere von de zusammenjeweachsenen flamejische Zwillinge heute steekt, id hab' schon zu meine Frau jesagt...“

„Ach wat!“ fiel Herr Bliestener ein, „zusammenjeweachsene flamejische Zwillinge! Nette Zwillinge!... Det waren ja Cousjns jewesen!“

„Ne, nu halten Se aber die Luft an mit Ihre Kalauer!... Wir interessiert det wirklich, warum Ihr Freund Stiebel heute nich mitjemacht is, er is doch sonst inma um Jhnen rum!“

„Ach lassen Se man... id är're mir sonst wieder.“  
„De zusammenjeweachs'nen Zwillinge haben sich verumetnt! Gast De Worte, Miezeken?“

„Nee, nee... veruneint, des ja nu nich!... Er kam heute nich, er is verhindert.“

„So?...“  
„Un wenn Se't durchaus wissen müssen: Stiebel lernt en Handwerk.“

„Wat?... Der Mann is doch schon an de Fußzig. Un denn noch heute an'n Sonntag... der is woll ganz verdreht!... Wat lernt er denn?“

„Wat soll er denn lernen!... Buchbinder natürlich... is schon bei's Tütenkleben... draußen in Moabit un drinn in'n Kasten.“

„Herrjott!... Beswegen denn! Der Mann sah doch ganz repetierlich aus... Det man doch aber nie wissen kann, mit wat for'n Menschen man zu thun hat!“

„Ach reden Se doch keen dummet Zeug, der Mann is so anständig wie Sie un id und wir alle... Frete, wonach schmeckt denn der Kaffee?... Pfui Deibel!“

„Der Kaffee?... Ich weiß nich, det is 'ne neue Stanne.“  
„Na nu erzählen Se doch: wat hat er denn ausjefressen?“  
drängte Fräulein Piele gespannt; sie liebte bekanntlich dergleichen.

„Nischt hat er ausjefressen... Janisch... Wat is bloß mit den Kaffee, koste bloß mal, Frete.“

„Nu jagen Se doch schon, sonst denkt man, er hat eenen jemortzjepepelt.“

„Na Schockschwerenot!... Die Sache war die: Stiebel hat wat in'n Verein gesagt, so ganz unter uns... det war 'n Donnerstag an un 'nächsten Mittwoch kriegen wir ne Vorladung... Majestätsbeleidigung! Da hast et!... Een paar Wochen druff haben sie ihn richtig verknackt!... Ich kenne nu alle, die det jehört haben, allesamt, allens anständige Leute un keene Polizeispigel, wer hat det nu...“

„Vater... da is ne öl'je Bohne mang!“  
Einen Augenblick Stille, und dann ein Gelächter, nein nicht ein, mindestens fünf zusamengebackene... „Da is 'ne öl'je Bohne mang! Jrobartig! Wahrhaftig, da is 'ne öl'je Bohne mang!...“

Und überall ging es jetzt los: „Da is 'ne öl'je Bohne mang!“ Es überflutete den ganzen Grunewald, überall, auf Wegen und Wiesen, im Wald und auf der Haiden, bei jeder Gelegenheit: „Da is ne öl'je Bohne mang!“

Als die Gesellschaft durch den Wald ging, um unter Bliesteners Führung, welcher — selbstmümelnd — den Grunewald wie seine Westentasche kannte, nach jenem heimlichen Ort für das Nachmittagsschläfchen der älteren Herrschaften und für die Pfänderpiele mit Klüssen der jüngeren Herrschaften zu gelangen, war es beinahe vor öligen Bohnen nicht zum Aushalten.

„Sind wa hier ooch recht, Herr Bliestener?... Det sieht ma sehr düfte mit den Zummiboden aus un mit det Filzmoos hier... Nehmen Se sich in acht — da is 'ne öl'je Bohne mang! Er jerieth in eenen Sumpf, verlor zwee Stiebeln un en Strumpf...“

„Ach keene Ahnung! Kommen Se man!“  
Und auf einmal, da saßen die hellen Damentiefelchen im schönsten Sumpf.

„Un det soll nu ne Verjüngungstour sind, det is ja 'ne Tortur!“ rief Herr Nitschke und klammerte sich in einen Erlensbusch.

„Se meinen woll Tortour!“ schrie Herr Bliestener, der Führer, ganz frech und lustig zurück.

„Ach wat! Zieh'n Se ma lieber hier raus — erst neulich is eener so verjoffen!“

„Machen Se doch nich so ville Kadan von den bishchen Sumpf! Kommen Se nur alle hier links rüber, hier is et ganz trocken. Ich weech janich, der Sumpf muß jetzt erst hier anjeseht sind, wo ich in't vorickte Jahr hier war, is er noch nich jewesen. — Na un nu müssen wa rechts rüber... nee, hier jeh't's nich... Da drüben, laub id...“

Schließlich aber ging es doch, und nach einer Viertelstunde hatten sich alle ins Trockene geseiltanzert; alle waren gerettet bis auf die hellen Stiefelchen, die Stofpantzen mit Umgebung und Herrn Nitschkes Zukunf. Herr Nitschke bemerkte nämlich, daß eine seiner Schuhsohlen ein Loch hatte und das Wasser im andern Stiefel mußte sich wohl irgendwie von der Seite eingeschmuggelt haben — jedenfalls war Wasser in beiden Stiefeln, sodas Herr Nitschke einen Schnupfen zu erwarten hatte, einen Schnupfen, der bei ihm vorweltliche Dimensionen haben sollte — sechs bis sieben Monate.

„Also, nu müssen wa hier den Sandberg ruff!“ Und Herr Bliestener blies zur Aufmunterung sicherlich mit sehr gutem Willen und sicherlich bloß nach seinem Gehör Piestes Düppler Schanzenmarsch; todesmutig, ohne Widerspruch kletterte die kleine Schar ihm nach.

„Ja, un nu müssen wa... hm... ja, wa müssen woll da unten in de Schlucht weiter jehn... oder... oder... wa können vielleicht doch die Ede abschneiden un... müssen entschjeden hinkommen!... Am sichersten is et jedenfalls in de Schlucht... id floobe, die jeh't direktment hin... wenn se nich...“

„Sagen Se mal, Bliestener... Se wissen in'n Grunewald Bescheid, wat?... Ich verumete nämlich, da is 'ne öl'je Bohne mang.“



„Ja vermute janisch! . . . Ja weech et“, rief Frau Zedemack entrüstet. „Det is jut! Jetzt hat er keene Ahnung von Wej un wir müssen uns de ganze Kleedaje runjenieren! . . . Ja bleibe hier. . . looft Zhr, wohin Zhr wollt!“

„Daff! setze sie sich hin.“  
 „Un id jloobe, id krieje 'ne Blase an'n Hacken, wenn id se nich schon wechhabe,“ sagte Frau Vogel schüchtern. „Mir is woll ooch en bisten Wasser in'n Stiefel gekommen.“

„Det fehlte Dir jrade noch, Lieschen! Denn hast de oben un unten wat. . . Ja leide nich, det meine Frau noch eenen Schritt weiter jeh!“

Ernst, würdig, besorgt und schweigend setzte sich der dicke Bogler neben Frau Zedemack und war froh, daß er eine so gute Ausrede gefunden hatte.

Die Majorität sah also. Was sollten da die andern machen? Es dauerte nicht lange, so hatte Morpheus da oben auf dem Hügel alle Arme voll zu thun.

Ganz still wurde es, ab und zu nur irgendwo ein klesgefühltes Aufschnarchen, das leise Klauschen, mit dem sich ein noch Ruheloser auf die andere Seite legte und seine Jacke, die unterm Kopf lag, zurechtschob, ein fernes Lachen vom Pfänderpiel —

„Fräulein Piele, een Pfand! Der Teller hat schon jelesen, wo Se'n jezrisen haben!“

„Sie haben jut reden, Herr Bliesener; Een Pfand! Ja habe aber allet schon wechjegeben un id kann mir doch hier nich total auszieh! Da jenier id ma ja . . . et sind doch Damen bei.“

„Na also jut . . . Denn jilt Zhr Sonnenknicker for zwee Pfänder!“

Fräulein Piele drehte den Teller und rief natürlich Vergißmeinnicht, und Vergißmeinnicht kam angeflürzt und fing den Teller sehr geschickt ab, devor er hinlappete — Vergißmeinnicht war nämlich Herr Bliesener. — Vergißmeinnicht rief natürlich: Sonnenblume, Vergißmeinnicht hatte das schon dreimal gethan — Sonnenblume war nämlich Grete Schulz. Rose, so hieß Meta Zedemack, war darüber so außer sich, daß sie beinahe die Farbe ihrer Blume bekam.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Auch das, was die Ausstellung außer den einzelnen Bildern bietet, kann nur durch einfache Aufzählung skizziert werden. Man hat sich nach vielerlei Hilfskräften umgesehen. Man hat eine größere Zahl von Sonderausstellungen veranstaltet, die aber mit einer Ausnahme nur Wiederholungen und Aufhäufungen von längst Bekanntem sind; man hat dem Verbands deutscher Illustratoren den letzten und größten der Hauptsäle eingeräumt; man hat endlich auch dem Kunstgewerbe und der Architektur bescheidene Plätze zugewiesen.

Auffallend gering, sogar in der Zahl ist diesmal die Plastik vertreten. Die „ersten Namen“ fehlen überhaupt oder zeigen nur ein kleineres Werk; die Haupte in der Denkmäler-Fabrikation absorbiert alle diese Kräfte. Vor dem Hauptportal steht eine große Bronze-Arbeit von dem in Rom lebenden deutschen Bildhauer L. T u a i l l o n: Der Sieger. Es ist ein Reiterbild wie die „Amazonen“ desselben Künstlers, die jetzt bei der Nationalgalerie aufgestellt ist. Das schlante sehnige Pferd ist im Vorwärtren. Ein nackter Jüngling sitzt in ruhiger Haltung darauf; er streckt die Rechte mit dem errungenen Lorbeerzweig aus. In der Behandlung im einzelnen erweist sich das Bildwerk dem früheren ebenbürtig, die Formensprache ist, besonders in der Jünglingsgestalt, noch mehr im streng klassischen Sinne gehalten. Im ganzen erschien wohl das frühere Werk noch einheillicher und geschlossener als dieses.

Der erste Saal enthält in der Hauptsache eine Reihe von Büsten und kirchlichen Arbeiten, die wenigstens nicht alle künstlerisch wertlos sind. Zwei lebensgroße Grabfiguren für die Fürstengruft in Dessau von W i l h. S a v e r k a m p erregen durch die Höheit und den Ernst im Ausdruck und die edle Formengebung ein besonderes Interesse. Diesen gegenüber fällt eine Marmorgruppe von M i n c a B o s c h - M e i z (Amsterdam) auf: eine Mutter beugt sich über ihr totes Kind und läßt es auf die Stirn, „und da war niemand, der sie trösten konnte“, ist als Motto aus Virgil hinzugefügt. Das Werk ergreift; wie der entseelte Körper zurücksinkt, wie der Arm schlaff herabhängt, und wie die Mutter darüber gebeugt ist, das ist ohne jedes Pathos und doch in seiner Einfachheit erschütternd geschildert.

Im übrigen wären neben einigen Arbeiten von M a n z e l, D r e u e r, einer weiblichen Büste von J o h a n n G ö z, einem ausgezeichneten Portraittkopf von F r i z H e i n e m a n n einige Werke der Kleinplastik zu nennen: gefällige Arbeiten von E r n s t S e g e r, H u g o R e i n h o l d („Ausverkauf“) und eine hübsche polychrome Holzstatuette des Münchener Ignatius T a s c h n e r, ein Strauchdieb, der sich mit gestohlenem Geflügel dabon macht.

Im Katalog in das Gebiet des Kunstgewerbes verwiesen, hier aber durchaus zu nennen sind die zwölf Jagdfallen eines J a p a n e r s, die in einem der Mittelsäle auf einem Gestell beieinander stehen. Es sind echte Zeugnisse des japanischen Kunstgeistes, minutiös ins Einzelne ausgeführt und doch padend lebendig für den Gesamteindruck. Man beachte, wie sorgfältig bei den Federn der Schaft und jeder Ast der Fahne im Metall gebildet sind, und doch kommt der weiche, flaumige Charakter des Gefieders heraus. Jedes Glied der Fänge ist scharf gezeichnet, und doch ist es, als fühle man, wie sie zapaden. In allen Stellungen sind die zwölf Jagdfallen gegeben; immer ist das Motiv scharf erfasst und einheitlich, auch im kleinsten getreu durchgeführt. Dazu kommt eine erstaunliche Kenntnis und raffinierte Verwendung der edlen Metalle, Gold, Silber, Kupfer, Bronze, die in den verschiedensten Legierungen und in den manniglichsten Färbungen zur Anwendung gelangt sind, nicht in proziger Aufbringlichkeit, sondern indem der Künstler mit einem erlesenen Geschmac die feinsten Wirkungen herausholte.

Von den Sonderausstellungen sind die meisten schnell zu erledigen. R i c h e t t i, der Italiener, hat eine große Zahl seiner Pastelle und Bilder da, die fast alle von seiner Ausstellung im Akademie-Gebäude her bekannt sind und damals auch an dieser Stelle besprochen wurden. M a g N a b e s, der die Orientfahrt mitgemacht hat, zeigt die Ausbeute, die er heimgebracht. F r i e d r i c h v. S c h e n n i s, der einsame Parklandschaften, Fontainebleau und Versailles und die entschwindende Herrlichkeit vergangener Zeiten in ihren Ruinen, schildert, ist dadurch nicht gerade gebient, daß die monotonen braungelben und blaugrünen Farben seiner Landschaften so zahlreich beieinander zu sehen sind; an den einzelnen Bildern, die man sonst gesehen hat, hatte man wirklich seine ganze Kunst; nur über den Radierer lehrt die Ausstellung etwas Neues. J o s e f S c h e u e n b e r g s Kollektiv-Ausstellung ist in dem Raume untergebracht, den Liebermann für seine Ausstellung hergerichtet hatte; es ist nicht gut für den vielgewandten Künstler, daß durch den Raum die Erinnerung an jene strenge, durchaus persönlich geartete Kunst wachgerufen wird. Das fällt dem Beschauer, wenn er seinen Blick über alle diese Bilder gleiten läßt, am meisten auf, wie wenig innerlich Gemeinsames sie zu haben scheinen, wie wenig aus ihnen dieselbe Persönlichkeit spricht. Man glaubt bald ein Bild von diesem, bald eins von jenem wiederzuerkennen. Aber Schœurenberg ist der Entwicklung der Malerei in seiner Zeit mit Aufmerksamkeit gefolgt, und er hat, was sie errungen, sich geschickt anzueignen gewußt.

Die Ausstellung hat aber auch das Verdienst einer Entdeckung, oder vielmehr der Wiederentdeckung eines nur noch wenig gekannten Künstlers aus der Mitte unseres Jahrhunderts: L. S c h m i t t s o n, der 1880 in Frankfurt a. M. geboren wurde und schon im Alter von 33 Jahren in Wien starb. Die siebzehn Werke, die man von ihm, leider in einem ungünstigen Raum neben der Skulpturenhalle, zusammengebracht hat, zeigen, wie sehr er seiner Zeit, wenigstens der gleichzeitigen Kunst in Deutschland vorangeilt war. Es sind schlichte Tierdarstellungen, die nichts affektieren, sondern nur ein Stück Natur malerisch anschauen und malerisch schildern wollen. Sie zeigen, wenn man sie gegen die übrigen Werke ihrer Zeit hält, eine merkwürdige, allgemein erst dem modern geschulten Blick verständlich gewordene koloristische Haltung. Die scharfe Erfassung der Bewegung, die charakteristische Wiedergabe der Form läßt sie auch zeichnerisch hervortragen erscheinen. Was aber mehr überrascht, ist, daß das Problem des Freilichts so sicher erkannt und in gewissem Sinne auch gelöst ist. Die Tiere, die Schmittson malt, stehen wirklich in der Luft; das Licht, das durch Baumkronen rieselt, spielt zitternd über den Rasen hin oder legt sich in offenen Landschaften weich über die grüne Fläche. Gewiß hat man heute dieselben Probleme mit reicheren Mitteln lösen gelernt, versteht das Sonnenlicht intensiver, leuchtender darzustellen; aber es ist bewundernswert, wie weit hier ein einzelner bei einem Problem gekommen ist, zu dessen vollgültiger Lösung die Arbeit mehrerer Künstlergenerationen gehört hat. In einem kleinen Bilde stellt er z. B. Kühe und Kälber auf der Weide dar: es ist in der Fröhe, dichter Nebel liegt noch auf dem Felde. Es ist ausgezeichnet, wie die Sonne mit scharfem Glanze auf die Tiere im Vordergrund fällt und wie schon die nächsten im Nebel versinken und nur noch als blaugraue Schattenrisse erscheinen. Auf einem anderen Bilde liegt eine hügelige Landschaft in voller Sonne da, in lichtem Blau strahlt der Himmel, ein Hirt und seine Herde lagern auf dem weichen sonnigen Rasen. Die sonnendurchleuchtete Luft fällt auch auf dem Bilde einer Kuhherde im Gehöft auf, besonders in dem breiten Durchblick auf die Anhöhe im Hintergrunde, und in der intimen Schilderung eines Waldgeländes, das vorn durch einen überbrückten Graben abgeschlossen wird. Dämmerungsstimmung weht über der Pforte, auf der Hirten eine Ochsenherde heimwärts treiben; einen machtvollen Gegensatz bilden das schon im Schatten liegende Land und die Tiere zu dem in schwergoldiger Pracht leuchtenden Abendhimmel. Kraftvoll und in dem blaugrauen Ton wohl das feinste ist ein kleines Bild von Steppenpferden, die sich im Schneesturm scheu zusammendrängen. —

Auch die Ausstellung des „Verbandes deutscher Illustratoren“ wirkt nur wie eine Wiederholung der vorjährigen ersten. Dabei braucht es gar nicht so weit getrieben zu sein, daß man z. B. von Anton v. Werner zum Teil dieselben Zeichnungen noch einmal sieht. Wer die illustrierten Blätter und die



Witzblätter auch nur ein wenig verfolgt, weiß schon, wie sehr gerade die Zeichner sich wiederholen — bei den meisten kein Wunder bei der schnellen Arbeit und der im Grunde doch nur ephemeren Bestimmung ihrer Leistungen, die zu einem eindringenden Studium, wie es bei einem Wilde Voraussetzung ist, nicht die Gelegenheit giebt. Von Carl Gehrts, dem verstorbenen Mitgliede der Berliner Akademie, dessen Werke erst kürzlich in der Nationalgalerie gezeigt wurden, ist eine Kollektivausstellung von Zeichnungen veranstaltet.

Vom Kunstgewerbe, dessen wichtigster Vertreter Otto Eckmann seine Ausstellung erst noch eröffnen wird, ist besser dann zu reden; es ist sehr wenig, was sonst gezeigt wird. Ebenso werden die Wiener Künstler noch erwartet. Auch im übrigen wird noch auf einzelnes zurückzukommen sein.

### Kleines Aeuilleton.

—t. Garte Steine. Der Herr Pfarrer ging, mit den Händen auf dem breiten Rücken, durch seinen Garten. Er war recht zufrieden. Die Lilien leuchteten, aus dem Blattgewirr der Erdbeerebeeren sahen die hellen Blütenbüschel, die dicht hängenden Stachelbeeren zogen die Zweige herab, in dem dunklen Laub der Obstbäume leuchteten die hellen Fruchtknoten in Massen an, das Gemüse schoß kräftig empor — er konnte zufrieden sein.

Nur eins ärgerte ihn: auf den Wegen wucherte das Unkraut. Oft schon hatte er es von vorsprechenden Handwerksburschen ausrufen lassen; aber es kam immer wieder und zog sich auch über die Beete. Die Wege waren gewissermaßen seine heimliche Freistadt, von der aus es den übrigen Garten immer wieder eroberte. Dem mußte ein Ende gemacht werden. Er hatte im Stall einen großen Haufen Ziegelsteine liegen. Die sollten zerkleinert und auf die Wege geschüttet werden. Dann würde es dem Unkraut wohl nicht gelingen, ihn zu ärgern.

Da meldete die Magd einen um eine Gabe bittenden Handwerksburschen. Also fand sich auch gleich der Steinklopfer! Der Pfarrer führte ihn in den Stall, zeigte ihm die Steine und sagte, wenn er sie zerschlagen habe, solle er Geld zum Nachtquartier bekommen.

Der Handwerksbursche, ein Klempner, war etwa dreißig Jahre, sah die Steine an und meinte zögernd:

„Donnerwetter, die ganzen Klamotten?“

„Hm, was, was?“ forschte der Pfarrer.

„Ach, ich meine nur — die ganze Beschöerung schaffe ich nicht in einem Tag.“

„Aber lieber Mann, die zerschlagen sich doch schnell. Das ist auch nicht zu viel verlangt für einen guten Zehrsennig, für ein Nachtquartier.“

Der Handwerksbursche zögerte, setzte sich aber schließlich hin und schlug tapfer drauf los.

Als der Pfarrer nach einer Stunde wiederkam, schwiigte der Handwerksbursche; noch nicht ein Zehntel der Steine hatte er zerkleinert können. Der Pfarrer sprach ihm gut zu: „Nun, nun; nur so weiter, und mit Gottes Hilfe werden Sie noch rechtzeitig fertig.“ Er schmunzelte; morgen schon war sein Garten so hergerichtet, wie er ihn zu haben wünschte.

„Ja, ja, aber die Dinger sind hart!“ meinte der Handwerksbursche.

Der Pfarrer sah ihn prüfend an. Wollte der seinen Spaß mit ihm treiben oder war er wirklich so einfältig und treuherzig? . . . Er antwortete nicht darauf, sondern versprach ihm eine Zigarre, wenn er heute noch fertig würde.

Er las nach dem Mittagessen seine Zeitung, das heißt, sein Kopf sank im Einschlummern gegen die Lehne des Sessels und die Zeitung rutschte ihm aus den Händen; da meldete das Mädchen, daß der Handwerksbursche seine Arbeit beendet habe. Der Pfarrer war unwillig, beim Zeitunglesen gestört worden zu sein. Er ging in den Stall, betrachtete den aufgeschütteten Hügel der kleinen Steine und gab dem Klempner seinen Lohn: „Seh'n Sie, nun haben Sie es doch noch rascher geschafft, als Sie glaubten.“

Am nächsten Tage, als das Unkraut herausgerissen war, wollte der Pfarrer selbst die Steine ausschütten. Als er sie in eine Karre schaufelte, polterten sie gewaltig. Er sah näher hin. Der Klempner hatte die großen Steine nur mit einer dünnen Schicht zerkleinerter bedeckt. Die Steine blieben, wo sie waren. Sollte etwa der Pfarrer selbst ein paar Tage klopfen?! Die Dinger waren ja zu hart, zu hart! —

— Die Lage der Lappländer. Eine Reihe von Umständen hat zusammengewirkt, daß die Lage der wandernden Lappländer, der Nomaden Europas, immer schlimmer geworden ist. Die einstigen reichen Rentierbestände sind aufs äußerste zusammengeschmolzen, sodas von den zufriedenstellenden Verhältnissen, in denen diese Nomaden früher durchweg lebten, jetzt gar nicht mehr die Rede sein kann. Lappländer, die vor zehn Jahren Rentierherden von 1000, 1500 oder 2000 Stück besaßen, haben jetzt in manchen Gebieten höchstens 800, und der Besitzer einer 1000 Rentiere starken Herde verlor sogar seinen Bestand bis auf 10 Stück, was natürlich seinen Ruin bedeutet. Ein nomadischer Lappe, dessen Familie 4—5 Personen stark ist, braucht jährlich 30—50 Rentiere allein zum Schlachten und Verlaufen. Letzteres geschieht freilich in beschränktem Umfange, denn die Rentiere liefern dem nomadischen Lappen die sämtliche Nahrung und zum

Teil auch die Kleidung. Wer nun ohne Gefahr 30—50 Tiere jährlich schlachten oder sonst abgeben kann, muß mindestens 300 bis 500 Stück besitzen. Der Grund des Zurückgehens ist teils in der Einschränkung der Weidegebiete, teils in der seit 1890 auftretenden Rentierpest zu suchen. Wo die Rentierherden bei ihren Wanderungen im hohen Norden auf neue Ansiedelungen stoßen, da richten sie natürlich auf dem angebauten Lande Schaden an, und die Ansiedler machen keine Umstände damit, die in ihr Gehege kommenden Tiere niederschließen. Die ansässige Bauernbevölkerung ist dem auch nichts weniger als gut Freund mit den wandernden Lappen. Ferner richten auch Raubtiere Verwüstungen in den Rentierherden an. Auf Grund verschiedener Ermittlungen wird in nordschwedischen Blättern darauf hingewiesen, daß, wenn nicht baldige Hilfe eintritt, dem Stamme der nomadischen Lappen der völlige Untergang droht. —

### Kulturgeschichtliches.

c. Eine strenge Theaterzensur wurde im alten Venedig geübt. Der italienische Forscher E. Borghi hat soeben ein Buch veröffentlicht, das in dieser Beziehung sehr interessante Details über die alten Theater in Venedig und im besonderen über die Lage der Schauspieler in den Zeiten der Republik, über die Art, in der damals die Censur geübt wurde usw. enthält. Die strengste Republik war, wie bekannt, durchaus nicht demokratisch. Alles was mit den Schauspielern irgend im Zusammenhang stand, war von dem Rat der Zehn abhängig, der die Aufführung von Stücken, die ihm nicht vorher mitgeteilt wurden, einfach verbot und auch viele andere, die ihm nicht paßten, nicht zuließ. Die Frauen, auch die der höchsten Gesellschaft, durften damals nur maskiert ins Theater kommen, und eine vornehme Dame Namens Giulio Trova, die dieses Gebot übertreten und sich ohne Maske im Theater San Luca zu zeigen gewagt hatte, wurde von den Staatsinquisitoren verurteilt, ihr Haus 21 Tage hindurch nicht zu verlassen. Eins der merkwürdigsten Dokumente, die in der erwähnten Schrift reproduziert sind, bilden die „Regimen“, nach denen die österreichische Regierung von 1804 die Censur in Venedig regelte. Die Verbote waren so zahlreich, daß man eigentlich nicht weiß, welche Werke noch aufgeführt werden durften. Verboten waren nämlich die Komödien, in denen von Priestern oder von der Religion gesprochen wurde; ferner diejenigen, in denen die königliche Würde keine gute Figur machte, sei es, daß ein Mißbrauch der Herrschergewalt gezeigt oder daß dem Publikum Fehler der Monarchen klargemacht wurden; verboten waren ferner die Stücke, die demokratische Principien begünstigten, indem sie den Adel herabsetzten oder das Beispiel von Mesalliance boten; endlich alle die, in denen das Militär schlecht behandelt wurde, so daß durch sie Haß oder geringere Achtung gegen dasselbe hervorgerufen werden konnte. —

### Geographisches.

— Erforschung des Amazonasstroms. Eine bemerkenswerte Fahrt zur Erforschung des bisher noch fast ganz unbekanntes Fluggebietes des Amazonasstroms hat das amerikanische Kriegsschiff „Wilmington“ im April d. J. gemacht. Er ist bis nach Yuquitos in Peru, etwa 2100 Meilen von der Mündung, vorgezogen. Die Fahrt wurde gegen eine Strömung gemacht, die im Durchschnitt drei Knoten Geschwindigkeit hat. Manaos an der Mündung des Rio Negro in den Amazonasstrom galt bis jetzt als der weiteste Punkt, bis zu dem Dampfer hinauffahren können, und hatte sich infolge dessen zu einer blühenden Stadt entwickelt, die 40 000 Einwohner zählt. Die Absicht des Kapitän Todd, noch weiter stromaufwärts vorzudringen, erregte deshalb unter den Bewohnern große Mißstimmung. Indessen gelang es Kapitän Todd, von Manaos noch tausend Meilen stromaufwärts vorzudringen, und er glaubt, daß er noch 300 Meilen weiter hätte vordringen können, wenn nicht Mangel an Feuerungsmaterial zur Umkehr gezwungen hätte. Trotzdem hat die „Wilmington“, die vom Atlantischen Ocean aus kam, sich der Pacific-Küste bis auf 400 Meilen genähert. Die Möglichkeit, das große und bisher unbekanntes Innere von Südamerika durch die Schifffahrt zu erschließen ist, wie man glaubt, für den Handel von der größten Bedeutung. Das Fahrwasser des Amazonasstromes ändert sich ähnlich wie das des Mississippi häufig; man wird sich deshalb nie ganz auf Flußarten verlassen können, sondern stets erfahrene Lootsen benutzen müssen. —

### Medizinisches.

ss. Die erste Röntgen-Photographie des Magens am lebenden Menschen wurde der Académie de Médecine in Paris gelegentlich der letzten Sitzung vorgelegt. Es ist bisher unmöglich gewesen, eine solche zu erhalten, da der Magen im allgemeinen für die Röntgenstrahlen durchlässig ist und sich außerdem im Zustande der Nüchternheit hinter den benachbarten Organen verbirgt. Man hat allerdings versucht, diesem Umstande auf verschiedene Wegen abzuweichen, indem man die betreffende Person zum Beispiel große Mengen von Selterwasser trinken ließ oder indem man den Magen in nüchternem Zustande vermittelst einer Sonde aufblies, bis er seine ganze Größe erreicht hatte. Letzteres Verfahren ist natürlich nicht für jedermann und namentlich nicht für einen empfindlichen Kranken, auf dessen Untersuchung es doch in erster Linie ankommt. Foubreau de Courmelles hat sich des schon einmal bei kleinen Tieren angewandten Hilfsmittels bedient, eine für die Röntgen-Strahlen undurchlässige Substanz in Gestalt von untersalpeterfaurem Bismut in den Magen einzuführen. Er gab einem Patienten nach dem



Mittageffen 10 Gramm dieses Stoffes, die in Confituren verborgen waren, zu schlucken und versuchte nach etwa halbständiger Ruhe den Magen des Patienten mit Röntgen-Strahlen aufzumachen. Nach einem einmaligen Fehlschlage gelang der Versuch, und Courmelles erhielt auf diesem Wege die erste Radiographie des Magens von einem lebenden Menschen, die bisher überhaupt gewonnen wurde. Die Aufnahme dauerte 5 Minuten. Die Umrisse des Magens sind auf dem Bilde freilich noch nicht in vollkommen befriedigender Schärfe zu erkennen. —

**Aus dem Tierleben.**

— Die Bedeutung der Ohrwurm-Zange. Die Zange, die sich am Hinterleibsende der Ohrwurm-Arten befindet, hat die Zoologen schon zu den mannigfachen Vermutungen veranlaßt. Da dieses Organ viel zu weich ist, um als Waffe etwas Nennenswerthes leisten zu können, hat man vielfach in ihm einen Drohapparat sehen wollen, durch den nahebei Feinde erschreckt würden. Doch die Ohrwürmer sind ihres nächtlichen Lebens wegen so scharfe Geschöpfe, daß die Zahl ihrer Verfolger eine außerordentlich geringe und somit ein besonderer Schreckapparat überflüssig ist. Die eigentliche Bedeutung der Ohrwurmzange hat erst kürzlich N. v. Kinnacovicz entdeckt, indem er nachwies, daß dieses Organ bei der Entfaltung der Flügel Hilfe zu leisten hat. Die Ohrwürmer sind nämlich nicht im Stande, allein durch die Contraction der in ihrem Thorax befindlichen Muskeln die Flügel zu entfalten, wie dies bei den Käfern und anderen Insekten der Fall ist. Vielmehr gestaltet sich bei ihnen die Flügelentfaltung in folgender Weise: Zunächst wird der Hinterleib nach oben und vorne gehoben in der Art, daß die Spigen der Zangen direkt über die kurzen, harten Deckflügel zu liegen kommen, welche sich gleichzeitig ein wenig heben. Hierauf schiebt sich der linke Zangenarm unter den zusammengefalteten, zarthäutigen rechten Flügel und entfaltet ihn durch bloßes Darunterhinwegstreichen. Dieser Flügel bleibt dann offen, während der rechte Zangenarm in der gleichen Weise auch noch den linken Flügel entfaltet. Erst dann ist das Geschöpf zum Aufsteigen fertig. Höchst interessant ist es, daß diese Angaben von Kinnacovicz ihre Bestätigung erhalten durch Beobachtungen, die Professor Emroth bereits vor etwa 15 Jahren an der kleineren, bei uns heimischen Ohrwurm-Art angefleht und neuerdings in der „Zeitschrift für Naturwissenschaften“ veröffentlicht hat. Auch bei dieser Species ist die Entfaltung der Flügel nur mit Hilfe der Zange möglich. Von einer Anzahl tropischer Ohrwürmer hat außerdem Kinnacovicz noch gezeigt, daß der Bau ihrer Zange um so komplizierter ist, je mehr Schwierigkeit die Entfaltung der Flügel verursacht. Gleichzeitig wird es durch diese Entdeckungen verständlich, warum man den Ohrwurm so selten fliegend beobachtet, und warum die Versuche, ihn zum Fliegen zu bewegen, in den meisten Fällen scheitern müssen. — (Prometheus.)

**Physikalisches.**

1e. Neue Lichtwunder. In einer Zuschrift an die Pariser Academie der Wissenschaften macht Tomnast auf einige ebenso merkwürdige wie schöne Leuchterscheinungen aufmerksam, deren Anblick man sich auf einfachem Wege verschaffen kann. Wenn man in geschmolzenes salpetrigsaures Kali ein Krystall von Chlorammonium wirft, so sieht man es in Gestalt einer kleinen glänzenden Kugel auf der Oberfläche der geschmolzenen Masse hin- und herlaufen, das Kugelnchen wird glühend, gerät dann in Flammen und verschwindet schließlich unter einer schwachen Detonation. Der Vorgang ähnelt dem schönen Schauspiel, das ein in Wasser geworfenes Stück von metallischem Kalium erzeugt. Man kann übrigens statt Chlorammonium auch schwefelsaures Ammonium nehmen, und die Lichterscheinung wird dann sogar noch um vieles lebhafter. Am schönsten aber gestaltet sich der Versuch, wenn man geschmolzenes salpetrigsaures Kalium mit salpetrigsaurem Ammonium in Verührung bringt. Streut man letzteres in Form eines krystallinischen Pulvers über die geschmolzene Fläche, so entsteht eine Menge glühender phosphoreszierender Punkte. Wirft man aber ein kleines Krystall der Ammonium-Verbindung als Ganzes auf die Flüssigkeit, so bildet sich auf deren Oberfläche sofort eine glühende Kugel, die von einem phosphoreszierenden Ringe umgeben wird, die Erscheinung wird noch um vieles merkwürdiger, indem der Ring eine sehr schnelle Kreisbewegung um den Punkt vollführt, bis nach einigen Sekunden eine kleine Explosion erfolgt, indem die betreffende Stelle mit einer beilichfarbenen Flamme aufleuchtet. —

**Technisches.**

— Neue Zündhölzchen. Den gegenwärtig in Gebrauch befindlichen Zündhölzchen, welche entweder noch Schwefelzündhölzchen, oder „schwedische“ sind, ist ein neuer gefährlicher Wettbewerber entstanden. Wie man weiß, verdanken die „schwedischen“ ihr Entstehen dem Bestreben, den giftigen weißen Phosphor zu verdrängen, der die Gesundheit der Arbeiter solcher Fabriken rasch untergräbt. Der Kopf der „schwedischen“ dagegen ist meistens frei von Phosphor und enthält, neben anderen für Zündmassen geeigneten Stoffen, in der Hauptsache chloraures Kali. Bekanntlich entzünden sich die „schwedischen“ nur an besonders hergestellten Reibflächen, die hauptsächlich aus rotem Phosphor und Schwefelantimon bestehen. Der rote Phosphor wird aus dem weißen durch starke Erhitzung bei Abstrich der Luft gewonnen; er

entzündet sich nicht mehr an der Luft und gilt auch nicht als giftig. Indessen kennt jedermann die Nachteile der „schwedischen“ Streichhölzer, welche, trotz der Imprägnierung des Holzes mit schwefelsaurem Ammonial und ähulich wirkenden Salzen, nachglühende Köpfechen hinterlassen, welche abfallen und dabei Kleider, Teppiche, Gardinen, Polstermöbel usw. beschädigen können. Man ging deshalb dazu über, Zündhölzchen ohne Kopf herzustellen, wobei man Natriumchlorat verwendete; da dieses aber stark die Feuchtigkeit anzieht, so wurden solche Zündhölzer rasch unbrauchbar und erschienen daher ungeeignet. Auch der hohe Preis der „schwedischen“ steht ihrer allgemeinen Verbreitung sehr im Wege. In neuerer Zeit haben nun aber Dänen Zündhölzchen erfunden, welchen die Schattenseiten der letzteren abgehen; sie imprägnieren die Hölzchen mit einer Lösung von Bariumchlorat. Dieses nimmt keine Feuchtigkeit an, verliert vielmehr mit der Zeit sogar noch etwas an solcher, so daß die mit ihm hergestellten Streichhölzer durch längeres Lagern nur gewinnen können. Auf elektrischem Wege kam Bariumchlorat schon jetzt sehr billig gewonnen werden, und die damit hergestellten Hölzchen stellen sich um so niedriger im Preise, als Bariumchlorat beim Anzünden der Hölzchen nicht etwa rasch verpufft, wie z. B. Natriumchlorat, sondern das Hölzchen langsam anbrennt, so daß man den Rest des Hölzchens nicht zu paraffinieren oder sonstwie zu bearbeiten braucht, um es zum Anbrennen zu bringen. Dadurch wird die Herstellung solcher Zündhölzchen wesentlich vereinfacht und damit auch verbilligt; denn die fertig geschüttelten Hölzchen hat man vor dem Eintauchen in die Bariumchloratlösung nur mit Wasser zu benetzen. Auch diese Zündhölzchen entzünden sich bloß an bestimmt bearbeiteten Reibflächen, sind beim Verpacken, beim Versand und beim Lagern völlig ungefährlich und entzünden sich trotzdem schon bei schwachem Anreiben auf einer sehr kurzen Strecke der Reibfläche. Diese Hölzchen hinterlassen also keine nachglühenden Köpfe, sondern nur eine rasch erhaltende Hölze; durch die abfallenden, abgebrannten Teile dieser Zündhölzchen kann also ein Brand unmöglich verursacht werden. —

**Humoristisches.**

— Im Zoologischen Garten. Großpapa: „Fürchte Dich nicht, Willy! Der Tiger wird jetzt gleich gefüttert; darum geberdet er sich so schrecklich.“  
Willy: „Oh, ich fürchte mich nicht, Großpapa. — Papa macht's ja zu Hause ebenso, wenn das Essen nicht zur rechten Zeit auf dem Tisch steht.“ —  
— Ein Gemütsmensch. A.: „Das ist die alte Geschichte: wenn Sie unrecht haben, werden Sie grob.“  
B.: „Was?? Da muetz i aber scho bitt'n: I werd a grob, wenn i recht hab!“ —  
— Naturgeschichte. Lehrer: „Ist die Maus ein Säugetier?“  
Schüler: „Ja.“  
Lehrer: „Ist der Elefant ein Säugetier?“  
Schüler: „Ja.“  
Lehrer: „Bist Du auch ein Säugetier?“  
Schüler: „Ja.“  
Lehrer: „Warum?“  
Schüler: „Ich habe warmes, rotes Blut und bringe lebendige Junge zur Welt.“ — („Jugend.“)

**Notizen.**

— In den Räumen von Bruno und Paul Cassirer, Victoriastraße 35, in denen der Ullstus der Ausstellungen für diese Saison beendet ist, haben einige Werke hervorragender französischer Meister Ausstellung gefunden. Vertreten sind: Millet, Corot, Dupré, Monet, Raffaëlli, Monet, Degas. Die Besichtigung der kleinen Sammlung steht Kunstfreunden täglich in den Stunden von 9—6 Uhr unentgeltlich offen. —  
— Bei der Versteigerung der Galerie Hans Weidenbusch in Köln erzielte ein Bild von Hans Thoma, die „Landschaft mit dem Gralsritter“, 15 000, ein Bild von Arnold Böcklin, „Die Nacht“, 15 850 M. —  
— Die württembergische Regierung hat sich entschlossen, einen jährlichen Beitrag von 2000 M. zur Förderung des Schwäbischen Wörterbuches in den Etat einzustellen. —  
— Eine serbische Universität soll, wie der „Frankfurter Zeitung“ aus Belgrad geschrieben wird, aus der bisherigen Hochschule Belgrads geschaffen werden, und zwar eine vollständige, sogar mit fünf Fakultäten. Die bisherige Hochschule besteht aus drei Abteilungen, einer philosophischen, juristischen und technischen, und der philosophischen Abteilung wurde auch eine theologische hinzugefügt. —  
— Zur Messung des Meridians von Quito in Südamerika wird von der französischen Regierung eine neue Expedition ausgerüstet. Das Unternehmen, für dessen Ausführung 20 000 Fr. ausgesetzt sind, wird von den Ministerien des Krieges und des Unterrichts gemeinschaftlich vorbereitet. Als Leiter sind der Geniehauptmann Morin und der Artilleriehauptmann Lacombe bestimmt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 11. Juni.